

Wie Johann Sebastian Bach Kantor zu St. Thoma wurde

Autor(en): **Georgi, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

chelte ihm die nun schon längst gewaschenen Wangen und bemerkte, so als ob es ihm gerade einfallen sollte: „Siehst du, Stump, jetzt bist du ein Bursche, wie er mir gefällt. Wie nett du daherkommst, und wie lieb du zu dem Vogel bist! Warum warst du früher immer so unartig, grob und nachlässig?“

Da ging ein Beben und Zucken durch den schwachen, schlecht genährten Kinderkörper, die sonst so verschmizt blickenden Gassenjungenaugen starrten tränenerfüllt ins Leere, und dann sank sein Kopf auf die Tischplatte, und unter herzbrechendem Schluchzen rang es sich aus ihm hervor: „Herr Lehrer, — es war — halt — niemand da, — der mich — ein bißchen — gern gehabt hätte! — Aber — jetzt — der Tschilp — und — Sie auch!“ — — —

Der Lehrer fühlte seine Augen feucht werden und leistete der armen Kinderseele im stillen Abbitte für das, was er vielleicht bisher an ihr gesündigt hatte. Die Glücklosen sind ja so ungleich verteilt! Die einen wandeln im strahlenden Sonnenlichte, die anderen lernen nur die Schattenseiten des Lebens kennen, Not und Sorge, Noheit, Schmutz und Widerwärtigkeiten aller Art bleiben ihre Begleiter bis zum Grabe. Da mag es manchem schwer fallen, rein und gut zu bleiben. Die Überzeugung aber steht seit jenem Tage unverrückbar in dem Lehrer fest: Es ruht in jedem Menschen, und sei er der Verkommenste und Verachtteste, ein Götterfunke verborgen. Es kommt nur darauf an, ihn zu finden und ihn anzufachen zur hellen Glut.

Starke Liebe.

Kennt ihr der starken Liebe heiße Flammen,
Die in das Herz vom Himmel stürzen nieder,
Zum Himmel auf die Herzen reißen wieder?
Ihr kennt sie nicht und wollt sie doch verdammen!

Was diese Gluten einten, hält zusammen!
Ein Gott, der mit dem Zucken seiner Lider
Die Erde schütteret, kann's nicht trennen wieder,
Denn ewig lohen solcher Liebe Flammen.

Sie trotzt dem kalten Spott der Herzensarmen,
Die nur für sich vermögen zu erwärmen,
Sie schreitet selig auf den trübsten Wegen,

In eigner Brust des Himmels reichsten Segen,
Sie lacht des Elends, und sie lacht der Not,
Sie trotzt der Welt, der Hölle und dem Tod.

Otto von Leizner.

Wie Johann Sebastian Bach Kantor zu St. Thoma wurde.

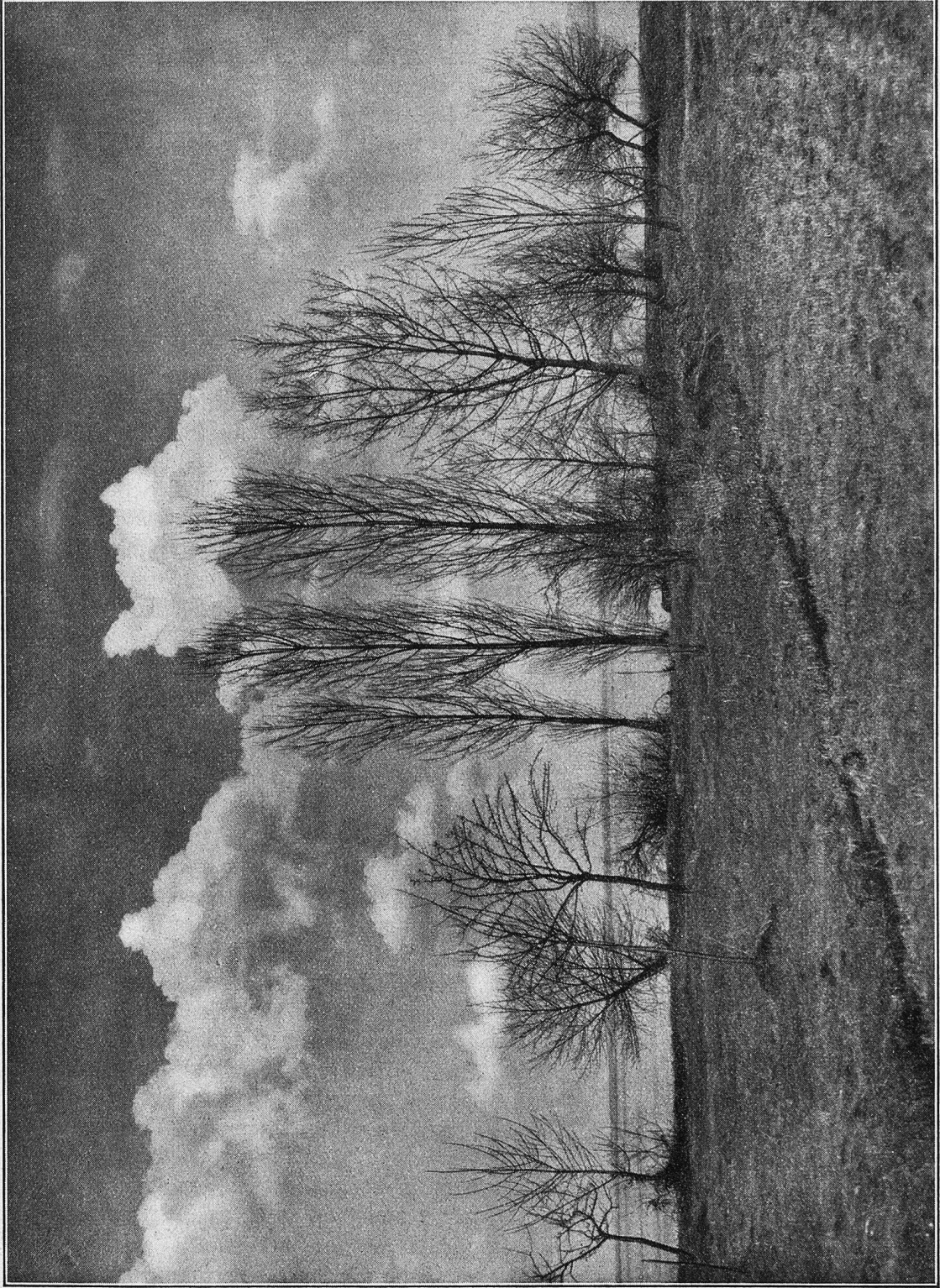
Von Stephan Georgi.

Aus weltabgewandter, beschaulicher Ruhe lugte das kleine Städtchen Göthen mit seinen Türmen über die schützenden Wallmauern und sandte vom Glockenstuhl der St. Jakobskirche fromme Ruhe ins Land hinaus; so still und friedlich lag es da, als habe es alle Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges längst vergessen.

Wie Frau Anna Magdalena Bach die Wohnung des Hoftrompeters und Ladeninhabers Lautsch betrat, bei dem die Mitglieder des Hoforchesters zuweilen ihre Proben abhielten, um hier vielleicht etwas über den ungewohnt und verwunderlich langen Verbleib des Ehegattens zu vernehmen, konnte der Befragte nur die Auskunft geben: „Vor Stunden schon trennten wir uns im Schloß. Er entfernte sich, nun, ich will sagen, daß er sich mit etwas Verdruß entfernte. Ihr wißt, liebe Bachin, daß seine Durchlaucht

seit allerhochfürstlichster Eheschließung die Hofkonzerte ein wenig, nun, sagen will ich, ein wenig seltener besucht und auch ein wenig, ja, auch ein wenig seltener, hochselbst die edle Kunst ausübend, am Collegium musicum teilnimmt als ehemals. Nun, da sich unser Fürst heute zu dem vom Herrn Kapellmeister, Eurem rühmlichen Gatten, mit sublimster Delikatesse ausgewählten Programm abermals entschuldigen ließ, da geriet Meister Bach . . . nun, ich will sagen, es wird gewißlich nicht oft geschehen, daß Euer trefflicher Mann die Perücke vom Kopfe reißt und an die Wand wirft. Ja, alsdann verließ er den Saal, und wir sahen ihn den Weg zum Stadttor hinausgehen. Allein mich dünkt, ich gewahrte ihn später noch, wie er, von den Wiesen herkommend, wiederum zum Schloß zurückschritt.“

Anna Magdalena schüttelte den Kopf und sah



Ein Herbsttag.

Phot. Feuerlein, Schönlitz-Sarapf.

beforgt vor sich hin. „Nein,“ sagte sie leise, „das kommt wirklich nicht oft vor.“

Sie schlug nicht den Heimweg ein, sondern wandte sich dem Schloß zu. Was für Kummer war dem Bastian widerfahren? Sie wollte nach ihm sehen, bei ihm sein, sich seiner Sorgen von ihm nicht unterschlagen lassen. Einlaß zum Schloß zu erhalten, bereitete ihr keine Schwierigkeit; sie war nicht nur die Gattin des Hofkapellmeisters, sondern auch fürstliche Sopranfängerin und hatte als solche häufig im Musiksaal zu amtieren. Und wirklich, über Wallgraben und Garten hinweg klang die Schloßorgel. Sebastian spielte. Das war sonderbar; nicht deshalb, weil zu seinem Göthener Kapellmeisterposten keine Verpflichtung zum Orgelspiel gehörte, vielmehr weil ihn dieses unzulänglich kleine, minderwertige Instrument ansonsten nicht locken konnte.

Weder der Spielende selbst noch der Balgtreter bemerkten ihr leises Eintreten. Es war bereits dunkel in der nüchtern getünchten, schmucklos kahlen Kapelle, die spitzen Buntglasfenster verwehrten dem letzten Tageslicht Einlaß, und die beiden Kerzen an der Orgel reicheten mit ihrem Schein nicht einmal bis zum Fürstentstuhl hinüber. An der Tür verharrend, lauschte Anna Magdalena zu ihrem Manne empor. Seine Füße flogen über die Pedale, in wundervoller Ausgeglichenheit eilten die Hände über die Tastaturen, doch die Finger bewegten sich dabei so wenig, daß man es kaum gewahr wurde, daß es unsaßbar war, wie sie mit ihrer scheinbaren Bewegungslosigkeit dieses überwältigende polyphone Brausen der Töne hervorzuzaubern vermochten. Doch, das war es ja gerade; diese Leichtigkeit, diese Mühelosigkeit war die Vollendung, die Vollkommenheit. Und welche Strenge er dabei gegen sich selbst walten ließ. „Ich spiele immer für den besten Musiker der Welt, auch wenn ich allein bin,“ hatte er ihr einmal erklärt. Und nun hörte sie auch, was er spielte. Er phantasierte über den Choral *An Wasserflüssen Babels*, jene alte Weise aus dem sechszehnten Jahrhundert. Lautlos setzte sie sich in eine Bank. Jene alte Weise, die sie zum erstenmal von ihm gehört hatte, als sie, damals zu Besuch in Hamburg weilend, in der Sankt Katharinenkirche aufs tiefste ergriffen seinem mächtigen, der Stimme Gottes so überirdisch ahnungsreichen Spiel lauschte, damals, als sie sich noch gar nicht kannten, als seine erste Frau, die Maria

Barbara, noch lebte. Wie sie dann zu Hause ihr lange im Innern noch nachhallendes großes Erlebnis erzählte, sagte der Vater, der Hofmusikus Wildkens zu Zeit: „Das war kein anderer als der Göthener Bach, der Johann Sebastian, der Größte und Berühmteste aus der ganzen Thüringer Musikerfamilie der Bachs.“ — Es kam, daß Maria Barbara starb und Bach mit den Kindern, die eine mütterliche Pflege noch nicht entbehren konnten, allein dastand. Und es fügte sich, daß im stets von Musikern belebten Hause des Kaspar Wildkens eines Tages auch der große Johann Sebastian aus Eöthen zu Gast war. Mit tiefem Erröten und klopfendem Herzen stand Anna Magdalena vor diesem breitmassigen, felsig wirkenden Mann mit den nachdenklich zusammengezogenen Brauen und den horchenden Augen, als der Vater sagte: „Nun laß einmal deine treffliche Stimme hören, singe dem Herrn Bach etwas vor.“ Nicht nur die wohlgeschult schöne Stimme war es, die dem Herrn Bach gefiel und ihn des öfteren wiederkommen ließ. Und schließlich, nach einem vorangegangenen Gespräch mit den Eltern, nahm er der Tochter Hand, sah ihr so tief, so ernst und liebevoll zugleich in die Augen, indem er fragte: „Willst du vor Gott und der Welt mein Weib werden, Anna Magdalena?“ Noch heute, nach Jahren, überkam sie zuweilen die süßbange, dankbeklommene Frage, wie gerade, die kleine Anna Magdalena Wildkens, es sein durfte, der das unsaßbare Glück wiederfuhr, diesem Manne anzugehören. O, nie würde sie jene Stunde vergessen, da sich ihr die weltferne Gottesnähe Sebastians offenbarte, wie sie in sein Zimmer getreten war und er von seinen Notenblättern aufsaß mit einem Blick, der alles Irdischen entbehrte, sie voll ansah und doch nicht erkannte, durch sie hindurchsah in eine andere, allen nichtigen, arm-seligen Menschen unerreichbare Welt und wortlos, ohne Gegenwert, mit einem stillverklärten Ernst wieder zum kriselnden Federkiel griff. Da war sie unter Tränen hinausgelaufen, mit gefalteten Händen vor ihrem Bett niedergesunken. „O Gott, mach' mich seiner würdig!“ — Wie Johann Sebastian auf breiten Schultern die Last seiner machtvoll rufenden Werke trug, in denen alles Bisherige der Musik zusammengeströmt war, und mit ihnen einer ganzen Menschheit aus dem Zeitalter moralischer Fäulnis den Weg zur Höhe wies, so führte und leitete er auch im eigenem Heim, erzog die Kinder in sittenstrenger Lebensauffassung und erteilte aus dem uner-

schöpflischen Born seiner Kenntnisse und Erfahrungen nicht nur ihnen umfassenden Unterricht, sondern unterwies auch Anna Magdalena, die immer lernbegierig sich bemühte, seinem Wirken und Schaffen erfassend näher zu kommen, in Latein, im Klavierspiel und auf ihr Bitten hin sogar im Orgelspiel. Freudiger Stolz konnte ihn da wohl erfüllen, wenn er sah, mit welchem sieghaften Eifer des Fortschritts besonders die beiden ältesten Söhne ihrem Vater und Meister nachkamen: Friedemann, der Lieblingssohn, das wilde, stürmende, doch leider etwas zerflatterte, zersplitterte Genie und der sanfte, ruhige, verinnerlichte Emanuel. Gleich wie Bach vor Jahren in Weimar ein grundlegend anleitendes „Orgelbüchlein“ verfaßt hatte, entstanden nun, aus seinem Bemühen, allen, die strebend sich ihm naheten, zu geben, die „Clavirbüchlein“ für Anna Magdalena und Friedemann, eine „aufrichtige Anleitung, womit denen Liebhabern des Clavires, insonderheit aber denen Lehrbegierigen eine deutliche Art gezeigt wird, nicht alleine mit zwei Stimmen reine spielen zu lernen, sondern auch bei weiteren progressen mit dreien obligaten Partien richtig und wohl zu verfahren...“ So waren die Jahre im stillen Cöthen dahingegangen: mit einem freudig zum Besten versehenen Dienst bei dem musikliebenden Fürsten Leopold, mit einem tatenreichen Streben im eigenen, wachsenden Werk, mit einem ungetrübten häuslichen Glück... bis im Schloß jene Veränderung vor sich ging, indem der Fürst seine Base, die Tochter des Fürsten von Anhalt-Bernburg, heiratete.

Die Bachin erwachte aus ihrem Sinnen erst, als die Stimmen dort oben mit einem letzten brausenden Akkord erloschen. „Magdalena!“ rief er. „Recht hast du, den Saumseligen zu mahnen, dem wieder einmal das Herz in die Orgelpfeifen gerutscht ist.“ Breit und stark, ohne schwerfällig zu sein, kam er herab und legte seinen Arm um ihre Taille. „Warst du schon lange hier?“

„Ich lauschte schon eine ganze Weile, aber ich wollte dich nicht unterbrechen.“ Und draußen, im weiten, hallenden Flur, sagte sie: „Ich hörte, du warst verstimmt, Bastian. Da kam ich...“

„So, du vernahmst es schon. Ja, ja, es ist etwas daran.“

„Ich hörte es nicht nur von Lautsch, auch aus der Orgel hörte ich es jetzt, die so anders klang als sonst.“

„Schau an“, sagte er und legte ein schmunzelndes Lächeln auf die Lippen, „wie meine Jungfer

Braut — nicht so aufblicken, für mich bleibst du's doch und wenn es auch noch eine ganze Reihe Kinder gibt — wie fein mein Bräutlein zu hören versteht. Gut gelernt beim Sebastian Bach. Ja, und sie hat recht gehört. Doch darüber nachher in Ruhe.“

Hanne, die Schaffnerin im Bachschen Hause, hatte die Schüsseln zur Abendmahlzeit schon bereitgestellt, als sie kamen, und Anna Magdalena beeilte sich, Sebastians Lieblingsgericht, Fisch in Weißwein, auf den Tisch zu bringen. Aber erst nachdem Sebastian das Gebet gesprochen, begann das hurtige Klappern und Schmazen der Kinderschar, in das von draußen her die nahe Mahlmühle hineinknarrte. Oben am Tische saßen Friedemann und Emanuel neben dem Vater, während am anderen Ende Anna Magdalena das Jüngste im Schoße hielt. In dieser vertrauten Harmonie innigster Familienverbundenheit, diesem frohgestimmten, herznahen Akkord aus Liebe, Achtung, Dankbarkeit, vergaß Sebastian, daß es draußen zuweilen stürmte und witterte; hier war der Speicher erbaulichen Glücks, war Friede vor der Welt, war Gottes Segen. Nach der Mahlzeit begann die tägliche Hausandacht, bei der sich Sebastian an das Clavichord setzte, das er, mit Ausnahme der Orgel, allen Tasteninstrumenten vorzog, und einen Choral intonierte. Mit artiger Fertigkeit begleitete ihn Friedemann auf der Violine, und die anderen, fast alle schon kundig in der Notenschrift, sangen vom Blatt zum Lobe des Höchsten. Dann erst wurde es in dem von schlichter Frömmigkeit erfüllten Bachschen Hause mählich ruhig.

Die nachbarliche Mühle hatte ihr Klappern eingestellt, hinter den Fenstern der Cöthener Bürger verlöschten die Lichter, und Gevatter Nachtwächter begann schon mit seinen Hornrufen, als Sebastian Anna Magdalena zu sich ins Arbeitszimmer rief. Er nahm eine Prise aus der achativen Dose und setzte sich schwer und entschlußfest. „Du hast recht gehört, Magdalena,“ begann er mit seiner tiefen, warmen Stimme, „es war vorhin etwas Besonderes in meinem Orgelspiel. Auch war es keine bloße Laune des Augenblicks, daß ich gerade „An Wasserflüssen Babels“ wählte. Wie ich vor Jahren diesen ehrwürdigen Choral in allen Variationen und die traditionellen Erfahrungen eines generationsalten Bachschen Musikergeschlechts in die Manuale legend, auf der Hamburger Orgel dem uralten Reinken vorspielte, da kam der fast hundertjährige Meister

hernach zu mir, sah mich mit erstaunter Hoffnungsfreudigkeit an und reichte mir die Hand, indem er sagte: „Ich dachte, diese Kunst sei längst ausgestorben; nun höre ich, daß sie in Ihnen noch lebt.“ Siehst du, Lina, vor langer Zeit verließ ich die Orgel von Arnstadt, um sie mit der von Weimar zu vertauschen; doch als ich Weimar verließ, um mich in den ehrenvollen Dienst des Fürsten von Cöthen zu begeben, leistete ich Verzicht auf mein geliebtes, tonreich brausendes Gottesinstrument, denn hier banden mich meine Pflichten nur an Kammermusik. Nicht gegen unser Collegium musicum, unsere Instrumentalmusik, in der ich freudig wirkte und schuf mit aufbauender Hingabe, nichts gegen meinen Fürsten, er ist ein leidenschaftlich begeisterter Musiker und ein feiner Meister auf dem Klavier und der Viola da Gamba, und war mir Freund alle die Jahre, auch nichts über das liebe stille Cöthen, das mir Glück und Segen und Fruchtbarkeit brachte. Allein je weiter die Jahre in Cöthen fortschreiten, desto mehr und öfter mußte ich der mahnenden Begegnung mit dem alten Reinken gedenken, um so mehr erwachte in mir die Sehnsucht nach meiner durch nichts zu ersetzenden Orgel. Und das um so mehr, seit der Fürst heiratete. Seit diese Serenissima aus Bernburg, diese „amusa“, in Cöthen weilte, ist unsere Musik in Verfall geraten. Sie weiß den Fürsten fernzuhalten von seinem schönen Streben, ist eifersüchtig auf seine Instrumente und auf mich. Und gar meine Musik; die mag sie vollends nicht, die ist ihr zu teutsch, zu schwer und innerlich, die zerbricht ihr den hohlen französischen Tonzierat, den sie bislang nur kannte. Es geht nicht mehr, Lena. Die Cöthener Musik ist am Ende; ich habe hier keine Wirkungsmöglichkeiten mehr und sehne mich dahin, wo ich in all meiner inneren hohen Berufung nach sein muß: vor meinen Manualen, Registern und Pedalen. Wenn ich Cöthen verlasse, so verliere ich in dem liebenswerten Fürsten Leopold einen Freund, den ich seit seiner Heirat schon verloren habe. So war das, was du vorhin in der Kapelle hörtest, ein wohl noch etwas verfrühtes, aber dennoch recht ernst gemeintes Abschiedskonzert, das ich mir selbst gab.

„Du willst Cöthen verlassen, Sebastian?“

„Ja, Lena; ich habe hier keinen Boden mehr unter den Füßen, keinen Raum mehr. Das, was es hier musikalisch noch zu tun gibt, kann der gute Würdige mit seinen Stadtpfeifern auch tun. Und so frage ich dich, Lena: Bist du willens, un-

seren Hausrat zusammenzuschlagen und Cöthen mit mir zu verlassen?“

Anna Magdalena faltete die Hände im Schoß wie zu einer stillen Andacht. So war er, der Sebastian, so lieb und gut, so innig verbunden mit ihr, daß er nicht einfach bestimmte, wie es sein Recht war, sondern sie teilnehmen ließ, sie fragte, obgleich er der Antwort gewiß sein durfte. So sagte sie auch nur: „Wo gehöre ich denn sonst hin, als da, wo du bist, Sebastian.“ Und forschte nach kurzer Weile: „Hast du dich schon umgetan nach einer anderen Station?“

Sebastian nickte. „Du weißt, Ruhnau in Leipzig ist ins Grab gegangen und somit das dortige Kantorat zu St. Thomä frei geworden, wohl meldeten sich unter den Bewerbern insonderheit auch Telemann aus Hamburg und Graupner aus Darmstadt, allein ich mutmaße, daß es den beiden nicht recht ernst ist mit dieser Bewerbung, daß sie damit nur eine Gehaltserhöhung in ihrem gegenwärtigen Posten bezwecken. Nun, ich habe mich dieserhalb bereits einigemal in Leipzig auf der Orgel hören lassen und werde den weiteren Verlauf der Dinge aufmerksam verfolgen. Wie es ausgeht, das liegt allein in Gottes Hand.“ —

Es kam, wie Bach vorausgesehen: Die beiden Hauptbewerber traten zurück. Die anderen aber vermochten in Ermangelung ausreichender humanistischer Kenntnisse dem Kantorat zu St. Thomä nicht zu genügen, da mit diesem Posten die Verpflichtung verbunden war, neben der Musik auch in anderen Schulfächern zu unterrichten. So trat Bach hervor, der allen Anforderungen entsprach, gestützt auf seinen bisherigen Ruhm und noch besonders empfohlen als „ein Musicus stark auf der Orgel und erfahren in Kirchensachen und Capell-Stücken, wie auch in wissenschaftlichen Fächern“, und lieferte den mehr trocken-pedantischen als gloriwürdigen Leipziger Herren mit der machtvollen Aufführung seiner Johannis-Passion eine überwältigende Probe seines Könnens.

Die Zeit letzter Verhandlungen mit Leipzig benutzte Bach dazu, seine Cöthener Schaffens-epoche abzuschließen, indem er unter dem Titel „Das wohltemperierte Klavier“ eine entscheidende Auswahl von Präludien und Fugen zusammenstellte, „zum Nutzen und Gebrauch der lehrbegierigen musikalischen Jugend als auch derer in diesem Studio schon habil sehenden verfertigt.“

Dann war es so weit. Schweren Herzens be-

willigte der Fürst die Demission seines trefflichen Kapellmeisters. Am 5. Mai 1723 erschien Bach, als der „capableste“ von allen Bewerbern, im Leipziger Rathhaus, und der Bürgermeister verkündete: Nachdem es Gott gefallen habe, den Thomaskantor, Herrn Johann Kuhnau, von dieser Welt abzurufen, habe der hochweise Rat an seiner Stelle Herrn Johann Sebastian Bach, den ehemaligen Kapellmeister am fürstlichen Hofe

zu Anhalt-Köthen, erwählt, in der Überzeugung, daß er seinen Obern mit gebührendem Respekt begegnen, mit seinen Kollegen in gutem Einvernehmen leben und die Schüler zur Furcht und Weisheit Gottes erziehen werde.

Keiner der gloriwürdigen Herren aber ahnte an diesem Tage, daß man mit Johann Sebastian Bach das größte musikalische Genie aller bisherigen Zeit nach Leipzig verpflichtet hatte.

Ein Pferd sieht mehr als ein Mensch.

Wunderbares Erlebnis eines Afrikareisenden.

Nach anstrengenden Ritten durch die südafrikanischen Büschelgrassteppen hatte ich (so erzählte mir eines Tages mein kühner Freund, der Jäger), einige Wochen der Ruhe und Entspannung sehr nötig. Ich fand sie auf der Farm meines Bruders, der sich am Pinaarofluffe angesiedelt hatte.

Es war gerade die Zeit, in der die Barbe, ein karpfenartiger Fisch, vom Meere her die Flüsse hinansteigt, um in den stillen Süßwasserbuchten zu laichen. Nichts Erholsameres, Nervenberuhigenderes, als an diesen weltentrückten Buchten die Angel auszuwerfen! Und dann der Frau Schwägerin ein Gericht leckerer Fische auf den Tisch stellen zu können, ist auch nicht übel.

So war ich denn wieder einmal auf meinem in vielen Gefahren bewährten, klugen Pferde Belfort zum Angeln ausgeritten. Das Flußbett ist stellenweise sehr tief, das Ufer steil und wild zerklüftet, bald Fels, bald festgelagerter Kies.

Um vor den glühenden Sonnenstrahlen geschützt zu sein, ließ ich mich unter einer hohen, steil aufragenden Kiestwand nieder, die mir gerade noch Platz ließ, mit der Angel zu hantieren. Unterdessen mochte Belfort sich oben an dem saftigen Büschelgrase der Steppe gütlich tun.

Die Barben waren gut im Zuge. Ich saß noch keine Viertelstunde und hatte bereits drei schöne, fette Dreipfünder im Netz. Ich hätte wieder nach Hause reiten können. Aber es war zu schön hier an dem leise plätschernden Wasser. Und die Barben bissen so gut an. Immer von neuem warf ich die Angel aus und fing noch acht Stück der leckeren Fische.

Plötzlich kommt Belfort zum Flußbett herniedergestiegen. „Na, Belfortchen“, lache ich ihn an, „du hast gewiß Durst. Schau, was ich bereits gefangen habe.“ Und ich hebe ihm mein Netz voller Barben aus dem Wasser hoch entgegen. Wir zwei sind ja so gute Freunde.

Aber Belfort will weder trinken noch meinen Fang bewundern. Hingegen stößt er mich, als ich die Angel schon wieder ins Wasser werfe, freundschaftlich mit dem Maul gegen den Kopf: „Hmhmhmm!“

„Schon gut, mein Bester!“ lache ich. „Leg dich ein bißchen zu mir in den Schatten, wenn du nicht trinken willst. Schau nur, wie die Barben heut anbeißen. Da zappelt schon wieder ein schwerer am Haken.“

Allein der Gaul schenkt dem Fisch nicht die geringste Aufmerksamkeit. Abermals stößt er mich an: „Hmhmhmm!“ weit heftiger als das erste Mal. Zugleich springt er einen Schritt zurück.

„Ja, ja, Belfortchen: nur einen Fisch noch, dann satteln wir und reiten nach Hause.“ Für weiter nichts als Ungeduld halte ich sein Mahnen.

Unbeirrt löse ich den gefangenen Fisch von der Angel, um ihn zu den andern ins Netz zu versenken. Aber jetzt stößt mich das Pferd so nachdrücklich gegen den Kopf mit einem dritten „Hmh!“, daß ich mich gezwungen sehe, den Fisch fallen zu lassen und in den Fluß zu springen, in den ich sonst hineingestürzt wäre.

„Zum Kuckuck!“ rufe ich ärgerlich, „was fällt dir ein, dummer Kerl? Bist du verrückt geworden?“ Als Antwort sehe ich den Gaul mit allen Anzeichen der Angst, des Grauens und Entsetzens fünf, sechs Schritte zurückspringen und mir von dorthier mit seinem eindringlichsten „Hmh!“ in das Gesicht starren.

Was hat nur das treue Tier? Da ich nun doch einmal fast bis an die Hüften im Fluße stehe, warte ich die paar Schritte auf Belfort zu, um ihn zu beruhigen und vielleicht zu ergründen, was ihm solches Entsetzen bereite.

Raum bin ich bei ihm angelangt, hebt ein Krachen an, bricht die ganze, wohl fünfzehn Meter hohe Kiestwand, unter der ich soeben noch